Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 19

Artikel: Ferdinand [Schluss]

Autor: Züricher, U.W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu seinem Begleiter sprach von Steiger (Jenner): „Nun ist mein Platz, wo die feindlichen Bajonette herandringen!" Er ging nach Hause, zog seine Landmilizenuniform an, hängte den schwarzen Adlerorden daran, zog einen blauen Ueberrock über und begab sich, von seinem Diener, Korporal Dübi, begleitet, im Fuhrwerk hinaus ins Grauholz. Zu Dübi sagte er: „Sorg' und trag' acht, daß ich ja nicht von den Franzosen gefangen werde. Denn sieh', habe ich je das Unglück, in ihre Hände zu fallen, so weiß ich wohl, daß sie mir hier in Bern nichts zu leide tun; hingegen führen sie mich nach Paris und treiben mit mir Spektakel, hiervor grauet mir!" Unweit der Papiermühle traf die Kutsche auf das meuternde Bataillon von Frutigen. Von Steiger hielt eine Ansprache an die empörten Soldaten, besänftigte sie, und andern Tags schlug sich das Bataillon bei Neuenegg prächtig.

Gegen vier Uhr traf von Steiger im Grauholz bei General von Erlach ein. Bei einbrechender Nacht begab er sich zu einem Lagerfeuer und saß daselbst auf einer Latte bis gegen zwei Uhr morgens. Dann fuhr er mit dem General ins Badhaus und schlummerte in einem Lehnstuhl bis zum Tagesanbruch. Sofort ging's zu den Truppen zurück. Schultheiß von Steiger gab sich alle Mühe, die wenigen Truppen zu einem tapferen, des alten schweizerischen Heldentums würdigen Widerstande anzufeuern. Dann stieg er auf eine umgefallene Buche und blieb hier unbeweglich mitten im Kampfgewirr. Mehrmals versuchte man, ihn zum Räumen seines Platzes zu bewegen. Er wollte aber sterben. Immer näher kamen die Franzosen. Rechts und links zogen sich die Berner zurück. Kaum noch 15 Mann hielten sich vorne und die Franzosen waren auf 40 Schritte heran. Die Gefahr einer Gefangennahme bewog ihn endlich, sich zurückführen zu lassen. Die Franzosen äußerten später: „Wir haben am Saume des Waldes einen Greis in kriegerischer Kleidung gesehen; aber sein ehrwürdiges Aussehen hielt uns ab, Hand an ihn zu legen."

Bei der Papiermühle stieg Fr. von Steiger aus der Kutsche. Noch war er mit seinem Begleiter keine zehn Minuten gegangen, als die Kutsche schon eine Beute der Feinde geworden war. Nun ging's querfeldein ins Landhaus des Herrn von Büren, gegen Mittag weiter ins Pfarrhaus Muri, dann gegen Allmendingen. Hier war der Greis so erschöpft, daß er nicht mehr weiter gehen konnte. Der Küher Racheter verbarg ihn. Bei Hauptmann Bigler in Allmendingen wurde nachher ein Wagen entlehnt und der Küher Gammeter lieferte das Pferd unentgeltlich, als er hörte, es sei für von Steiger, der sei in Thun sein Schultheiß gewesen und damals schon einer der Brävsten gewesen. In Rubigen ging das linke Rad ab und das Fuhrwerk mußte ausgebessert werden. Steiger sagte: „Ich will ein wenig voraus träppelen!" Seiner Tochter schrieb er am 28. März: „Ich ward wunderbar erhalten; einer der letzten auf dem Schlachtfelde sah ich mich von französischen Husaren umgeben. Nicht ohne Mühe gewann ich das Gehölz von Muri mit meinem Korporal, entschlossen, mich von den Franzosen nicht ergreifen zu lassen. Ich wollte nach Abrede mit Erlach zu Münsingen zusammenkommen, um Truppen zur Verteidigung des Oberlandes zu sammeln."

In Münsingen waren alle Straßen mit Betrunkenen angefüllt. Einer der Soldaten erkannte Steiger und rief: „Da kommt der Schultheiß Steiger, der donners Spitzbueb, der erste, der ihm einen Schuß gibt, ist der brävste." Steiger sagte: „Macht mit mir, was ihr wollt, ich bin in eurer Gewalt!" Ein Sattler Marbach von Wichtrach besänftigte die tobende Menge und Steiger konnte weiterfahren. In Thun wurde im „Freien Hof" einige Zeit gerastet, in der Nacht nach Interlaken gefahren. Hier entschloß sich von Steiger, nach Deutschland zu gehen, um von hier aus den Widerstand gegen die Franzosen zu organisieren.

Er begab sich zunächst nach Ulm, trat da mit den Agenten der englischen und österreichischen Regierung in Verbindung, kam Ende April nach München, wo er mit dem der Sache Berns treu gebliebenen waadtländischen Obersten de Rovéréa zusammentraf. Von München ging's nach Wien, wo sich von Steiger wieder mit seiner Gattin vereinigte. Hier sah er seine Aufgabe darin, Oesterreich zur Kriegserklärung an Frankreich zu veranlassen. Er wurde allenthalben mit Ehren empfangen.

In dem kleinen Städtchen Mindelheim bei Augsburg traten im Dezember 1798 unter von Steigers Leitung die hochgestellten schweizerischen Emigranten zusammen, um den Widerstand zu organisieren. Es wurde die Gründung eines schweizerischen Freikorps beschlossen, das unter schweizerischer Fahne, mit englischem Gelde besoldet, im österreichischen Heere kämpfen sollte. Am 7. April 1799 wurden in Neuravensburg die schweizerischen Freiwilligen vereidigt und General Hotze unterstellt. Dabei trug von Steiger die Uniform eines österreichischen Generalleutnants. Von Schaffhausen aus erließ der greise Vaterlandsfreund einen begeisterten Aufruf an das Schweizervolk. Die Schlacht bei Feldkirch am 23. April 1799 und der Sieg bei Stockach am 25. April weckten die schönsten Hoffnungen. Am 9. Juni 1799 zogen die verbündeten Oesterreicher und Russen, mit ihnen Steigers Schweizerlegion, in Zürich ein. Der Tag der Wiederaufrichtung der alten Staatsordnung schien nahe. Man besprach bereits die Grundlinien der künftigen politischen Einrichtungen. Da kam der Rückschlag: In der zweiten Schlacht bei Zürich wurden die Oesterreicher aus Zürich herausgeworfen. Nur mit Gewalt gelang es Korsakoff, von Steiger wegzubringen. Er war völlig gebrochen und begab sich wieder nach Augsburg. Aber noch einmal raffte er sich auf, arbeitete an neuen Plänen. Mitten in diesen überraschte ihn der Tod. Am 3. Dezember 1799 starb der letzte Schultheiß des alten Bern. Am 6. Dezember 1799 erfolgte mit militärischen Ehren die Beisetzung im protestantischen Kirchhof St. Stefan zu Ausgburg. Am 19. Februar 1802 beschloß der bernische Große Rat die Ueberführung der sterblichen Reste nach Bern und am 11. April 1802 erreichten die Abgesandten mit dem Sarg die Kantonsgrenze. Ueberall erwies die Bevölkerung dem Toten alle Ehrerbietung. In Massen strömte sie herbei und in allen Dörfern wurden die Glocken geläutet. Am 17. April 1802 erfolgte die Beisetzung im Berner Münster mit großer Feierlichkeit. Da wurden Fr. von Steiger Ehren erwiesen, wie selten einem bernischen Schultheiß. Im August 1806 wurde das Grabdenkmal geweiht, das von dem Bildhauer Pugin und Werkmeister Schnyder geschaffen wurde. Der bernische Künstler Dunker hat eine Lebensgeschichte Steigers in einer Serie von kleinen Kupferstichen bearbeitet. Der Nachlaß des letzten Schultheißen, eines der größten und würdigsten Männer der bernischen Geschichte, ist in der Stadtbibliothek Bern.

-go-

Ferdinand.

Eine Skizze von U. W. Züricher. (Schluß.)

Es wurde ein großer Tag in seinem Leben, als er im Tanzsaal des „Ochsen" von Feuerstein seine erste Ausstellung errichtete. Bekannte Zeitungsschreiber wurden eingeladen. Der Erfolg kam überraschend schnell. In den „Schwaderwiler Nachrichten" stund von einem Kollegen ein feuriger Aufsatz, der den staunenden Mitbürgern das neue Genie, den neuen Propheten ankündigte. „Die Entwicklung des Chaosgedankens von Van Gogh bis Freudiger" hieß der bescheidene Titel. Dann wurde viel gesagt von dem chaotisch-uranfänglichen, urtümlichen, das die Kunst heute suche und das in Ferdinand Freudiger einen so begnadeten Verkündiger gefunden. Und es sei zweifellos eine gute Kapitalanlage, sein Geld in Freudigerbildern anzulegen. Kurz, sieben Gemälde wanderten in Privatbesitz. Am Abend saßen Kritiker und Künstler zusammen beim Wein, und dort wurde die Zukunft festgelegt.

Am andern Morgen, als Ferdinand den Rausch aus-

geschlafen, bekam das verweinte Theresi die Mitteilung, daß der Lehrerberuf nun überwunden sei und eine neue herrliche, schöpferische Zeit beginne. Theresi wehrte sich mit Bitten und Flehen und Tränen und Drohen. Es gab scharfe Spannungen. Im Wirtshaus fühlte sich Ferdinand besser verstanden als von seiner doch leider etwas hausbackenen Frau.

Die Schule wurde aufgegeben, und nun begann mit dem wenigen Ersparten und dem Erlös der sieben Bilder eine Zeit wirklicher Arbeit. Als der Winter kam, fühlte der Maljünger den Trieb nach der Stadt. Therese blieb mit ihrem Züseli in Feuerstein und hoffte immer noch auf Sinnesänderung ihres Mannes. Die Schwiegereltern waren auf ihrer Seite. Vater Sebastian und Mutter Annebäbi unterstützten sie seelisch und leiblich. Aber sie konnten nicht verhindern, daß eine tiefe Bitterkeit über Therese hereinbrach. Die Bitterkeit machte sich bei den seltenen Besuchen Ferdinands in Explosionen Luft, und die Explosionen führten die beiden einander nicht näher. Therese zog mit ihrem Züseli in eine mehr als einfache Wohnung und grämte sich über ihre zerstörten Jugendhoffnungen. Als Näherin wußte sie in freudearmem Sein sich mit ihrem Kind durchzuschlagen. Auch bei Ferdinand ging's nicht so großartig, wie er am Anfang gehofft. Das Stadtleben wuchs ihm über den Kopf. Auch wurde er dort nicht so bewundert wie von dem Schwaderwiler Kollegen. Es gab eben noch manche Seinesgleichen: Genies in allen Gassen. Das war recht unangenehm. Etwas abgebrannt kam er wieder nach Feuerstein zu seiner Frau. Die war nun freilich nicht mehr so lieblich zu ihm wie als junge Verliebte. Lieblicher waren denn schon die Jaßbrüder im „Ochsen". Kurz, das Wirtshaus nahm den werdenden Künstler wieder in seine allzeit gastlichen Fangarme. Das kostete aber Geld. Geld verdiente Ferdinand nicht, Therese mühsam. Ihre sauer erworbenen Batzen flogen davon. Sie sah entsetzt in einen Abgrund. Und als er einmal betrunken heim kam und sie schlug, schossen der Lebenswille und der Stolz in ihr hoch. Sie schlug wieder, und eine treffsichere Ohrfeige ernüchterte den Mann ein wenig. Aber für den ehelichen Frieden war auch das nicht von Vorteil. Es nützte alles nichts. — Vater Sebastian von Gütterlingen nahm seinen Sprößling nun wohl ernsthaft und unnachgiebig ins Gebet; aber der Sohn kannte sich in moderner Literatur aus und wußte, daß die Väter für geniale Söhne gewöhnlich kein Verständnis zu besitzen pflegen. Zornig fuhr der Herr Gemeindeschreiber heim zu. Als sorgenvoll ein paar Tage darauf die Mutter anrückte, um mit Liebe und Geduld ihren Ferdinand zum Guten zu lenken, da wurde der Sohn wohl einmal weich und versprach vieles. Halten konnte er nichts. Nun, so kam das Schicksal zwangsläufig. Nach einem Jahr hielt Therese die Unsicherheit, die Not, den Wirtshausgeruch, das Getue, wie sie es nannte, und vieles andere nicht mehr aus und nahm sich nicht etwa das Leben, sondern strengte die Scheidung an. Das Gericht war klug genug, ihr Züseli zu lassen. Sie zog weit weg in den Aargau. Sie wollte vergessen und konnte es nicht; aber sie wollte sich auch redlich durchschlagen, und das konnte sie.

Ferdinand kam nun mehr und mehr ins Rutschen. Das Wirtshaus wurde seine eigentliche Heimat. Er stellte Bilder aus; aber der Kunstwind pfiff schon wieder aus einem andern Loch. Hie und da verkaufte er etwas, gewöhnlich nichts. Mit seinen Aemtern war's schon längst aus. Der Präsident im gemischten Chor war sein Nachfolger als Lehrer, wieder ein junger und lediger, um den sich eine neue Mädchengeneration interessierte. Spritzenmeister war er noch eine Zeitlang; aber als er einmal im Dusel den hinter dem Wald aufgehenden Mond für eine Feuersbrunst hielt und um Mitternacht das ganze Dorf alarmierte, wurde ihm das Aemtchen genommen. Nur bei den Schützen schoß er noch mit; aber von Jahr zu Jahr schlechter. Sein Arm zitterte eben. Doch in den zittrigen Armen wollte er gleichwohl noch was haben. Keine Kellnerin war mehr vor ihm sicher. Seine Witze wurden immer gewöhnlicher und unflätiger. Auch seine Schulden wurden immer unübersehbarer. Niemand hatte mehr Lust, ihm zu helfen. Wie gesagt, der Ferdinand Freudiger von Feuerstein rutschte und rutschte; und als er einmal bei einem Schützenfest total betrunken eine Weinflasche in einen großen Spiegel schleuderte, schämten sich sogar seine Schützen- und Wirtshausbrüder seiner. Am andern Morgen erhielt er die Mitteilung, daß er aus der Schützengesellschaft ausgeschlossen sei.

Gegen Abend, als Sebastian Freudiger in Gütterlingen sein Bureau schloß und zu seiner Frau Annebäbi hinaufkam, fand er sie in Tränen aufgelöst. Ferdinand sei bei ihr gewesen, finster und zerrüttet. Er hätte eigentlich nur so herumgestanden, wenig gesagt, nur schließlich, er lasse den andern Lebewohl sagen. Die Sache müsse jetzt ein Ende nehmen. Und dann sei er fortgestürmt. Sie wisse nicht wohin. Sie fürchte, er tue sich ein Leid an. Sebastian war betroffen. Man wartete einen Tag und wieder einen. Ferdinand blieb verschwunden. Man benachrichtigte den Landjäger. Alles fing an zu suchen. Ferdinand wurde weit herum Tagesgespräch. Man durchforschte den Wald, ob etwa der Vermißte an einem Baume hange. Alle hatten so ein Ende kommen sehen. Schade wäre es eigentlich nicht um ihn, hieß es. Gleichwohl suchte man einige Zeit noch eifrig. Ohne Resultat. Die einzige Auskunft konnte ein alter lediger Taglöhner geben. Ferdinand hätte ihm höhnisch grinsend einen alten Schützenlorbeerkranz zum Fenster hineingeschmissen, er solle den fressen, wenn er ihn verdauen könne, und fort sei er gewesen. Fort! Wochen vergingen, Monate, Jahre. Niemand hörte mehr etwas von ihm.

Frank Heller: **Die Diagnosen des Dr. Zimmertür.** Detektivgeschichten

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 15

Der Kommissar stellte das Glas weg.

„Box 526?" fragte er.

„Box 526."

Der Kommissar saß lange in tiefe Gedanken versunken da.

„Seinen Vater ermorden", murmelte er, „und —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende, er goß seinen Bitter auf einen Zug hinunter.

Als Dr. Zimmertür und er die Bodega verließen, wurde von heiseren Stimmen das „Avondblad" ausgerufen, und eine der Ueberschriften veranlaßte die beiden Herren, sich eiligst jeder ein Exemplar zu kaufen.

Rätselhafter Todesfall

lautete die Ueberschrift.

James Fitzroy tot in seinem Observatorium aufgefunden. Liegt ein Mord vor?

Der Kommissar sah über den Rand seiner Zeitung hinweg den Doktor mit Augen an, in denen man wirklichen Respekt las.

Was den Doktor betraf, so war sein volles Antlitz wie der Neumond geworfen.

3.

Dr. Zimmertür brauchte seine ganze Anspannungsfähigkeit, um am nächsten Morgen seine Ordination durchzuführen. Er hatte viele Besucher, aber keinem von ihnen gelang es, ihn nennenswert für seinen Fall zu interessieren. Der einzige Besucher, auf den er wartete, kam nicht.

War es möglich? Hatte sein junger ‚Patient' sein eigenes Problem so rasch gelöst und so — radikal? Sein ganzes Aussehen sprach dagegen. Es war das Aussehen eines Träumers. Aber wenn der Träumer aus dem Traum